

GLENN MEADE

PROJEKT WINTERMOND



INHALT

Cover

Weitere Titel des Autors

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

ERSTER TEIL

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

ZWEITER TEIL

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

DRITTER TEIL

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

VIERTER TEIL

43

44

45

46

47

48

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58

59

60

61

62

FÜNFTER TEIL

63

64

65

66

67

68

69

70

71

72

73

74

75

76

77

78

79

80

81

82

83

84

85

86

87

88

89
90
91
92
93
94
95

Weitere Titel des Autors

Mission Sphinx
Operation Schneewolf
Der Jünger des Teufels
Die letzte Zeugin
Operation Babylon
Operation Romanow
Der letzte Messias
Die Achse des Bösen
Unternehmen Brandenburg

Über dieses Buch

Auf der Jagd nach dem Geheimnis ihres Vaters ...

Jennifer March wird von ihrer Vergangenheit eingeholt: Vor Jahren drang ein Unbekannter in das elterliche Haus ein, ermordete Jennifers Mutter und verletzte ihren Bruder schwer. Zugleich verschwand ihr Vater spurlos.

Jetzt wird in den Schweizer Alpen die Leiche eines Mannes entdeckt, der die Papiere ihres Vaters bei sich trägt. Jennifer begibt sich in die Schweiz, um den rätselhaften Ereignissen auf den Grund zu gehen. Doch sie ist nicht die Einzige, die sich für den Toten interessiert – die CIA und Mitglieder der russischen Mafia heften sich an ihre Fersen, und Jennifer gerät unversehens in tödliche Gefahr ...

Über den Autor

Glenn Meade (*1957 in Dublin) arbeitete als Journalist und als hochspezialisierter Ausbilder am Flugsimulator für Aer Lingus, bevor er zu internationalem Bestsellerruhm gelangte. Seine Bücher wurden in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Glenn Meade lebt in Irland und widmet sich ganz der Schriftstellerei.

GLENN MEADE

PROJEKT WINTER MOND

THRILLER

Aus dem Englischen von
Karin Meddekis



Digitale Neuauflage

»be« – Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2004 by Glenn Meade

All rights reserved.

Titel der englischen Originalausgabe: »Web of Deceit«

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück
GmbH, 30161 Hannover

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2004/2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Covergestaltung: Massimo Peter-Bille unter Verwendung von Motiven

© Evannovostro/shutterstock; © Fedor Selivanov/shutterstock; © Landscape

Nature Photo/shutterstock; © Michal Zduniak/shutterstock; © Nathan

Pang/shutterstock; © railway fx/shutterstock

ISBN 978-3-7517-0625-4

be-ebooks.de

lesejury.de

Gewidmet in Liebe
Diane,
die diese Geschichte
gern hören wollte, sowie
Elaine und Tom

ERSTER TEIL

1

Jennifer March erwachte mitten in der Nacht und erstarrte. Sie spürte sofort, dass jemand in ihrem Schlafzimmer war.

Draußen tobte ein Unwetter über New York. Blitze zuckten, Donner grollte. Es regnete in Strömen.

Jennifer setzte sich im Bett auf, horchte im Krachen der Blitze und dem Prasseln des Regens nach verräterischen Geräuschen. Das entsetzliche Gefühl, dass jemand im Schlafzimmer war, trieb ihr den Schweiß auf die Stirn. Ihr Puls raste, ihr Atem ging keuchend. Als sie die Bettdecke zurückwarf, um aufzustehen, sah sie die schwarze Gestalt eines Mannes, der sich über sie beugte.

»Beweg dich nicht!«

Jennifer wollte sich nach vorn werfen, wollte an dem Schatten vorbei. Der Mann packte sie und verpasste ihr eine schallende Ohrfeige, die sie zurück aufs Bett warf. *»Ich habe gesagt, du sollst dich nicht bewegen!«* Ein Blitz erhellte das Schlafzimmer mit flackerndem Licht. Jennifer erhaschte einen Blick auf das Gesicht des Eindringlings.

Er hatte kein Gesicht.

Es war unter einer schwarzen Maske verborgen. Durch die schmalen Schlitzte konnte sie die dunklen Augen des Mannes sehen. Er trug Lederhandschuhe, und in der Rechten hielt er ein Metzgermesser. Als Jennifer zu schreien anfang, presste ihr der Mann die linke Hand auf den Mund. Jennifer wand sich in Panik, versuchte sich dem Griff zu entziehen. Dabei rutschte ihr Morgenmantel die Beine hoch. Der Mann legte das Messer auf den Nachttisch. Augenblicke später spürte Jennifer eine Hand

auf ihrem Körper, die zwischen ihre Beine glitt. »*Ganz ruhig, oder ich schneid dir die Kehle durch.*«

Jennifer March erstarrte zu Eis. Der Mann schnallte seinen Hosengürtel auf, packte ihre Handgelenke, schob sich auf sie und drang in sie ein. Vor Schmerz und Schock war Jennifer wie gelähmt. Nie zuvor hatte sie solchen Ekel empfunden, solche Angst. Starr vor Entsetzen lag sie da. Wie aus weiter Ferne hörte sie die Geräusche des Unwetters, begleitet vom lauten Stöhnen des Mannes, der mit wilden Stößen in sie eindrang.

Irgendwann war es vorbei. Der Mann löste sich von ihr, setzte sich auf und nahm die Hand von ihrem Mund. Jennifer war benommen vor Schmerz und Schock. Ein Schrei erstarb in ihrer Kehle. Dann sah sie, wie ihr Peiniger das Messer vom Nachttisch nahm. Die blutige Stahlklinge funkelte.

»Was ... was haben Sie vor ...?«, fragte Jennifer flüsternd.

»*Ich werde dich töten.*«

Jennifers namenloses Entsetzen löste sich in einem schrillen Schrei ...

2

Sie erwachte mit einem Schrei auf den Lippen und presste das Kissen auf ihre Brust. Ein fürchterlicher Albtraum hatte sie aus dem Schlaf gerissen. Sie schnappte nach Luft.

Jennifer ließ das Kissen los und warf die Decke zurück. Sie knipste die Nachttischlampe an, schwang sich aus dem Bett und ging mit zitternden Beinen zum Fenster. Um sich zu beruhigen, atmete sie tief durch und lauschte dem Prasseln des strömenden Regens in dieser stürmischen, düsteren Gewitternacht.

Draußen war nichts als Dunkelheit. Der Himmel war schwarz und sternenlos. Heftige Böen peitschten den Regen gegen die Scheibe. Wieder zuckte ein Blitz über den Himmel, gefolgt von krachendem Donner, der durch die Straßenschluchten New Yorks rollte. An der gesamten Ostküste wütete der Sturm. Jennifer war jetzt hellwach. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen; die Angst nahm ihr den Atem.

Schon wieder hatte sie bei einem Unwetter ein Albtraum gequält. Und schon wieder war dieser Albtraum so realistisch gewesen, so echt, dass ihr jetzt noch die Knie zitterten.

Mit unsicheren Schritten ging Jennifer über den Flur ins Bad, zog das Handtuch aus der runden Halterung und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Anschließend ging sie in die Küche, schaltete das Licht an der Abzugshaube ein, nahm eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank, goss ein großes Glas voll und warf ein paar Eiswürfel hinein. Nachdem sie einen kräftigen Schluck getrunken hatte, ging sie zurück ins Schlafzimmer, setzte sich aufs Bett, lehnte sich gegen die Wand, drückte sich das Wasserglas gegen die erhitzte Stirn und blickte auf die blassgrüne Digitalanzeige der Uhr auf dem Nachttisch: 3:05.

Sie nahm die Schlaftabletten vom Nachttisch, öffnete das Plastikröhrchen und spülte zwei Tabletten mit einem Schluck Wasser hinunter. Gern nahm sie die Tabletten nicht, doch sie wollte schlafen, ohne von Albträumen gepeinigt zu werden, und vielleicht half das Medikament.

Ihre Wohnung in Long Beach war klein: Schlafzimmer, Wohnraum, kleine Küche, winziges Bad. Bei klarem Wetter konnte sie über die Bucht bis Cove End blicken, wo ihr Elternhaus stand, ein grauweiß gestrichenes Kolonialhaus, das einsam und verlassen dalag. Jennifer war von dort weg und in die kleine Wohnung gezogen, weil sie neu anfangen wollte. In dem großen alten Haus, das sie mit schrecklichen Erinnerungen quälte, konnte sie nicht mehr leben.

Doch ein Neubeginn war ihr nicht gelungen. Die Fesseln der Vergangenheit hielten sie gefangen, und der Albtraum kehrte immer wieder. Was sie auch tat, um die Erinnerungen vergessen zu machen – die Vergangenheit meldete sich hartnäckig zurück. Erinnerungen an das Leben, das sie mit ihrem Vater und ihrer Mutter geteilt hatte.

Und das für immer verloren war.

Von Zeit zu Zeit waren die Albträume besonders schlimm, voller Entsetzen und Schmerz, und wollten einfach nicht loslassen – so wie heute Nacht. Und wie zuvor in solchen Nächten hatte Jennifer auch diesmal den brennenden Wunsch, die Stimme eines anderen Menschen zu hören, der ihr Halt gab und sie spüren ließ, dass sie nicht ganz allein war.

Wieder blickte Jennifer auf die Anzeige der Uhr: 3:06.

Es gab nur einen Menschen, mit dem sie mitten in der Nacht über ihre Verzweiflung sprechen konnte. Jennifer nahm das Telefon, stellte es neben sich aufs Bett und drückte auf die beleuchteten Ziffern. Zehn Kilometer entfernt – in Elmont, Long Island – klingelte es mehrere Male, bevor der Hörer abgenommen wurde. Eine schläfrige Männerstimme meldete sich.

»Hallo ...?«

»Ich bin's.«

»Jennifer? Alles in Ordnung?«

Mark Ryan war sofort hellwach, als er ihre Stimme erkannte. Jennifer spürte seine Besorgnis. »Tut mir Leid, Mark. Ich weiß, es ist schon eine Weile her, aber ich wusste nicht, wen ich um diese Zeit sonst anrufen kann ...«

»Schon gut, Jennifer. Ich bin immer für dich da.«

»Tut mir Leid, dass ich dich geweckt habe ...«

»Macht nichts. Ich bin gerade erst zu Bett gegangen und hatte noch nicht richtig geschlafen.« Er lachte leise.
»Dein Glück. Normalerweise weckt mich nicht einmal ein

Erdbeben.« Ein lauter Donnerschlag ließ die Fensterscheiben klirren.

»Ein verdammtes Unwetter, nicht wahr?«, sagte Mark.

»Ja.«

»Hattest du wieder einen Albtraum? Hast du deshalb angerufen, Jennifer?«

»Ja. Es war wieder derselbe Traum. Ich ... ich konnte ihn sehen. Er war bei mir im Schlafzimmer. Mark, ich hatte das Gefühl, es wäre Wirklichkeit ... und meine Fantasie hat alles noch viel schlimmer gemacht.« Sie verstummte kurz. »Manchmal glaube ich, den Verstand zu verlieren. Ich vermisse sie schrecklich, Mark. Ohne sie fühle ich mich einsam und verloren. Ich dachte immer, mit der Zeit wird es besser, aber so ist es nicht. Es ist jetzt zwei Jahre her, aber manchmal kommt es mir vor, als wäre es erst gestern geschehen.«

Mark hörte ihr zu. »Es ist nicht einfach, Jennifer«, sagte er dann. »Und an Geburtstagen ist es besonders schlimm, vor allem, wenn solch tragische Erinnerungen damit verbunden sind. Du musst dir immer wieder deutlich machen, dass der Mann nie wieder kommt. Niemals. Du *musst* es dir klar machen, Jennifer, sonst wirst du nie damit fertig.«

Jennifer starrte in die Dunkelheit, lauschte dem Rauschen des strömenden Regens. Auf der anderen Seite der sturmgepeitschten Bucht lag Cove End, eingehüllt von der kalten, schwarzen Nacht. Einst war es ein warmes, freundliches Zuhause gewesen, voller angenehmer Erinnerungen ...

»Bist du noch dran, Jennifer?«, fragte Mark.

»Ja.«

»Deine Mutter hätte nicht gewollt, dass du dich an ihrem Geburtstag mit Erinnerungen quälst. Denk nicht mehr an den verdammt Traum. Es ist bloß ein *Traum*. Leg dich wieder hin. Mach einfach die Augen zu, und versuch zu schlafen. Tust du mir den Gefallen, Jennifer?«

»Ich habe Schlaftabletten genommen, Mark.«

»Wie viele?«

»Zwei.«

»Okay«, sagte Mark. »Meinst du, du kannst schlafen?«

»Ich glaub schon.«

»Was hältst du davon, wenn wir morgen telefonieren und in aller Ruhe reden?«

»Ja ... ist 'ne gute Idee.«

»Dann schlaf jetzt, Jennifer. Versuch es.« Sie hörte ein leises Lachen, als wollte Mark sie auf andere Gedanken bringen. »Wenn ich bei dir wäre, würde ich dich in den Schlaf wiegen.«

»Ich weiß. Danke, Mark. Danke, dass du mir zugehört hast.«

»Wozu hat man Freunde? Wir kennen uns schon eine halbe Ewigkeit, vergiss das nicht. Schlaf jetzt. Ich ruf dich an.« Er hielt kurz inne und fügte hinzu: »Pass auf dich auf, Jennifer.«

Er legte auf.

Nur noch der Regen und der ferne Donner unterbrachen die Stille der Nacht. Schließlich legte auch Jennifer den Hörer auf, schlug die Decke über sich und zog die Beine an den Leib. Wie ein Kind bettete sie den Kopf auf die Hände und starrte auf die regengepeitschte Fensterscheibe, bis allmählich die Wirkung des Schlafmittels einsetzte. Gefangen im Niemandsland zwischen Wachen und Schlafen, arbeiteten ihre Gedanken noch eine Zeit lang weiter. Sie wusste, dass niemand ihr helfen konnte. Das konnte nur sie selbst. Sie musste lernen, mit den Dämonen, die ihre Seele quälten, in Frieden zu leben. Irgendwie. Doch tief im Innern wusste sie, dass es unmöglich war ...

Zumindest war der maskierte Mann nicht mehr da. In dieser Nacht kehrte der Albtraum nicht wieder. Wenigstens das.

Endlich fielen Jennifer die Augen zu, und sie ergab sich für den Rest der Nacht dem erlösenden Schlaf.

*John F. Kennedy International Airport
New York*

Nadia betete, es möge bald vorbei sein.

Wenn sie die nächsten fünf Minuten überlebte, hatte sie es geschafft. Wenn nicht, war sie so gut wie tot.

Sie drückte Alexi, das Baby, ängstlich an ihre Brust und umfasste die kleine Hand ihrer zweijährigen Tochter Tamara. Auf dem Flughafen herrschte reges Treiben. Nadia war zum ersten Mal auf dem John F. Kennedy Airport. Der Lärm und die Menschenmengen machten ihr Angst, obwohl die Männer ihr gesagt hatten, welcher Trubel sie am Flughafen erwartete. Auf Nadias Stirn bildeten sich Schweißperlen. Das Wollkleid klebte auf ihrem Rücken.

Die dreiundzwanzigjährige Frau hatte blaue Augen und ein unschuldiges Gesicht. Das war auch der Grund dafür, dass die Wahl der Männer auf sie gefallen war. Und Nadias Tochter Tamara ähnelte ihr sehr: ein hübsches, kleines, rundes Gesicht mit großen, unschuldigen Augen. Nadia liebte das Mädchen über alles.

Sie dachte an Moskau zurück, an das harte Leben dort. Es war schwer, sich in der Acht-Millionen-Stadt durchzuschlagen. Nadia hatte in einem winzigen Zimmer im vierten Stock einer Mietskaserne gewohnt – für fünftausend Rubel im Monat. Heißes Wasser gab es nicht, und in dem Zimmer tummelten sich Ratten und Ungeziefer.

Nadia Fedow wollte Tamara ein besseres Leben ermöglichen. Das Mädchen sollte nicht so enden wie seine Mutter, die in einem Nachtclub arbeitete, der nichts anderes war als ein Bordell. Sie sollte nicht eines Tages für eine Hand voll Rubel von betrunkenen Männern brutal missbraucht werden. Sie sollte eine schöne Wohnung

haben, ein sauberes Bett, heißes Wasser. Sie sollte in einer guten Wohngegend aufwachsen und nette Spielgefährten haben. Das war Nadias sehnlichster Wunsch.

Sie betrachtete Tamara, die nach dem achtstündigen Flug von Moskau nach New York müde und quengelig war. Ihr Haar war zerzaust, und sie rieb sich die Augen.

»Schlafen, Mama.«

»Gleich kannst du schlafen, Tamara. Gleich«, sagte Nadia, wiegte das in eine blaue Decke gewickelte Baby sanft in den Armen und blickte zum Schalter der Einwanderungsbehörde. Nur eine Person war vor ihr an der Reihe. Ungeduldig stand Nadia vor dem gelben Strich auf dem Boden, der die Wartezone markierte.

»Hab keine Angst«, flüsterte sie, um sich selbst zu beruhigen.

Nadias Reisepass war eine hervorragende Fälschung. Die Namen ihrer Kinder standen in dem Dokument, und auf einer Seite war der Stempel mit dem amerikanischen Visum. Jetzt war sie an der Reihe. Der Beamte der Einwanderungsbehörde in der blauen Uniform bat sie an den Schalter. Nadia trat vor und reichte ihm den Reisepass mit dem Einreiseformular, das sie im Flugzeug ausgefüllt hatte.

Der Mann blätterte den Pass durch, schaute auf das Foto, warf einen musternden Blick in Nadias Gesicht und legte den Pass auf ein elektronisches Prüfgerät. »Ihr Ticket bitte«, sagte er dann und streckte den Arm aus.

Nadia reichte ihm das Flugticket. Der Beamte überprüfte es und musterte die junge Frau erneut. »Sie wollen zwei Wochen in New York bleiben?«

»Ja.«

»Unter dieser Adresse?«

»Ja.«

»Mit den beiden Kindern?«

»Ja.«

Der Beamte beugte sich über den Schalter, um einen Blick auf Tamara werfen zu können. Das kleine Mädchen lächelte den Mann an und klammerte sich schüchtern an das Kleid ihrer Mutter.

»Ein hübsches Kind«, sagte der Mann.

»Ja.« Nadia lächelte nervös. Der Mann war nett, ganz anders, als sie erwartet hatte. Er warf einen kurzen Blick auf das Baby, das in die Decke gewickelt auf Nadias Arm lag. Anschließend heftete er das Einreiseformular an eine Seite des Passes, stempelte ihn und reichte ihn mitsamt dem Ticket an Nadia zurück.

»Danke, Ma'am. Angenehmen Aufenthalt in New York.«

Doch damit war die Prozedur noch nicht überstanden. Nadia holte ihren Koffer vom Band, besorgte sich einen Gepäckwagen und näherte sich dem Zoll. Sie schob den Wagen mit einer Hand und drückte das Baby mit der anderen an ihre Brust. Die kleine Tamara hielt sich am Gepäckwagen fest.

Wieder stieg schreckliche Angst in Nadia auf. Ihr Herz pochte wild. Sie wiegte den Säugling in den Armen und flüsterte: »Schlaf, Alexi, schlaf.« Langsam schritt sie auf den zehn Meter entfernten Zollschalter zu, an dem mehrere uniformierte Beamte standen. Eine automatische Tür führte in den Ankunftsbereich.

Die Freiheit ist zum Greifen nahe, dachte Nadia. Alles, was ich mir für Tamara wünsche, ist jetzt in Reichweite.

Sie sagte sich wieder und wieder, dass alles gut ginge, doch ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Die Männer hatten ihr erklärt, dass die Zollbeamten die Passagiere oft gar nicht anhielten. *Vor allem darfst du sie nicht ansehen, darfst keinen Blickkontakt herstellen und auf gar keinen Fall Angst oder Misstrauen zeigen. Diese Männer können Angst riechen wie Spürhunde. Verhalte dich wie ein ganz normaler Passagier, der nichts zu verbergen hat.*

Nadia rief sich diese Tipps in Erinnerung. Trotzdem kostete es sie unendliche Mühe, Ruhe zu bewahren, als sie sich mit dem Gepäckwagen und dem Baby auf dem Arm dem Abfertigungsbereich näherte. Die meisten Fluggäste passierten ungehindert den Zoll; die Beamten schienen kein Interesse zu haben, jemanden anzuhalten – auch Nadia nicht. Nur einer der Zollbeamten schaute sie an, als sie ihr Baby in den Armen wiegte und leise, aber vernehmlich sagte: »Schlaf, Alexi.«

Der Mann hielt sie nicht auf. Nadia fiel ein Stein vom Herzen. Doch als sie sich dem Ankunftsbereich näherte, legte ein anderer Zollbeamter eine Hand auf ihren Gepäckwagen.

»Ist das Ihr Gepäck, Ma'am?«

Das Herz schlug Nadia bis zum Hals. »*Da, mein ... Gepäck.*« *Lass dir deine Nervosität nicht anmerken.* »Folgen Sie mir bitte.« *Wenn du angehalten wirst, tust du, was man dir sagt. Ganz ruhig bleiben, keine Angst zeigen.*

Nadia hatte schreckliche Angst, als sie den Wagen an den Schalter schob. Schwindel überkam sie, und sie hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Der Mann hob den Koffer vom Gepäckwagen und legte ihn auf den Metalltisch.

»Würden Sie Ihren Koffer bitte öffnen?«, bat er sie.

Nadia hatte Mühe, ihre Tasche aufzubekommen, als sie nach dem Schlüssel suchte. Sie schwitzte vor Angst. Spürte der Mann ihr Unbehagen? Endlich fand sie den Schlüssel. Mit dem Baby auf dem Arm schickte sie sich an, den Koffer zu öffnen. Ihre Hand zitterte leicht, und es gelang ihr nicht, den Schlüssel ins Schloss zu stecken. Der Mann sagte freundlich: »Lassen Sie mich das machen.«

Er schloss den Koffer auf und durchsuchte ihre Habseligkeiten. Billige Kleidungsstücke und Unterwäsche von Nadia und den Kindern. Eine kleine, in Geschenkpapier eingewickelte Schachtel mit einer rosafarbenen Schleife lag zwischen den Sachen. Sofort zog sie die

Aufmerksamkeit des Zollbeamten auf sich. Er legte sie zur Seite und durchsuchte die restlichen Sachen rasch und gründlich. Als er fertig war, nahm er die Schachtel auf.

»Was ist darin, Ma'am?«

»Ein Geschenk. Für meinen Cousin.«

»Was für ein Geschenk?«

»Eine Krawatte.«

Der Mann schüttelte die Schachtel, hörte aber kein verräterisches Geräusch im Innern. Er musterte Nadia, schaute auf das Baby auf ihrem Arm und blickte hinunter auf Tamara. Dann wandte er sich wieder Nadia zu.

»Mit welcher Maschine sind Sie geflogen, Ma'am?«

Nadia antwortete langsam: »Flug 3572. Aus Moskau. Ich bin gerade erst gelandet.«

Sie wiegte Alexi in den Armen, um ihre Nervosität zu bezwingen.

Der Mann runzelte die Stirn. »Ist mit dem Baby alles in Ordnung?«

»Es ist sehr erschöpft«, erwiderte Nadia. »Es war ein langer Flug.«

Der Mann schaute nachdenklich auf die Schachtel in seiner Hand, als wüsste er nicht, wie er weiter vorgehen sollte. »Würden Sie bitte mit ins Büro kommen?«

»Aber mein Baby! Ich muss mich um den Kleinen kümmern ...«

»Es dauert nicht lange.«

Der Mann schob den Gepäckwagen zur Tür. Eine Kollegin öffnete ihm. Sie war klein, hübsch und dunkelhaarig und hatte mexikanisches Blut in den Adern. Auf dem Namensschild über ihrem linken Busen stand »Reta Hondalez«. Nadia wurde übel vor Angst, als sie ein kleines, überhitztes Büro betrat. Ganz fest hielt sie Tamaras Hand. Die Kleine blickte verwundert und schien sich zu fragen, warum die fremden Leute mit ihrer Mutter sprechen wollten.

Der Mann legte die Schachtel auf den Tisch. Seine Kollegin stellte sich neben ihn. »Tut mir Leid, aber ich muss die Schachtel öffnen. Haben Sie etwas dagegen?«

»Wie bitte?«

»Habe ich Ihr Einverständnis, das Geschenk zu öffnen?«

Nadia nickte und versuchte, das Zittern ihrer Stimme zu unterdrücken. »Ja ... sicher.«

Der Zollbeamte zog vorsichtig die Schleife auf, entfernte das Geschenkpapier und hob den Deckel ab. Eine billige, gemusterte Nylonkrawatte war alles, was er in der Schachtel fand. Der Mann sah ein wenig verärgert aus. Röte stieg ihm in die Wangen – sei es aus Verlegenheit oder weil er nichts gefunden hatte. »Würden Sie mir bitte Ihren Reisepass zeigen?«

Nadia wühlte in ihrer Handtasche und zog den Pass heraus, wobei er ihr fast aus der Hand gefallen wäre. Der Zollbeamte fing ihn auf und blätterte ihn durch. »Sind das Ihre Kinder?«

»Ja. Sie stehen im Reisepass.«

»Ich weiß. Aber sind es Ihre eigenen Kinder?«

»Ja.«

»Wie alt ist das Baby?«

»Drei Wochen.«

Der Zollbeamte schaute auf das Bündel in Nadias Armen. Nadia sagte leise: »Es geht ihm nicht gut. Der lange Flug ...«

»Das sagten Sie bereits. Ich werde Sie auch nicht länger aufhalten.« Der Zollbeamte reichte Nadia den Reisepass zurück, wobei er noch einmal auf das Baby schaute, das behaglich in die hellblaue Decke gewickelt war, die Augen geschlossen. Es sah friedlich aus.

Der Beamte zögerte; dann strich er, einem Instinkt folgend, über die Wange des Babys. Im gleichen Moment wurde er blass und blickte Nadia entsetzt an. In seinen Augen spiegelte sich die Wahrheit, die Nadia bereits kannte.

»Ma'am, Ihr Baby ist tot!«

Die 113. Polizeiwache in New York befand sich in einem tristen Gebäude am Baisley Boulevard. Diese Wache war für den Stadtteil Queens sowie für einen der größten Flughäfen der Welt zuständig, den John F. Kennedy International.

Jennifer March parkte ihren blauen Ford und betrat das Gebäude durch den Haupteingang. Der Sergeant am Schalter und ein paar uniformierte Kollegen kümmerten sich um die Wartenden. Der Polizist hob den Blick, als er die junge, attraktive Frau mit der Aktentasche erkannte. Sie war Ende zwanzig, hübsch und dunkelhaarig. Das modische blaue Kostüm betonte ihre schlanke Figur. Der Sergeant lächelte sie freundlich an. »Hi, Jennifer!«

»Ist Mark da?«

»Er müsste in seinem Büro sein.«

»Danke, Eddy.«

»Kein Problem.«

Jennifer ging den Flur hinunter und klopfte an die Tür.

»Immer hereinspaziert.«

Sie betrat das kleine, beengte Büro mit den gelbgrauen Wänden. Der Schreibtisch war mit Papierkram übersät. Hinter dem Computer saß ein Kriminalbeamter in Zivil, der auf die Tastatur tippte. Er lächelte jugenhaft und nahm einen Schluck Kaffee aus einem Plastikbecher.

»Heute ist wohl mein Glückstag. Hallo, Jenny«, sagte Mark Ryan.

Der dunkelhaarige Detective war Mitte dreißig. Er hatte freundliche grüne Augen und eine gewinnende Art. Er stand auf, kam um den Schreibtisch herum und drückte Jennifer die Hand. »Was führt dich zu mir?«

»Der Bezirksstaatsanwalt hat mich gebeten, die Voruntersuchung im Fall Fedow zu übernehmen, da niemand anders zur Verfügung stand. Aber er wurde mitten

im Telefonat unterbrochen, deshalb fehlen mir ein paar Angaben. Ich hoffe, du kannst mir helfen.«

»Klar, kein Problem.« Ryan warf ihr einen besorgten Blick zu. »Und? Wie hast du den Rest der Nacht überstanden?«

Jennifer strich ihm über den Arm. »Gut, Mark. Nett von dir, dass du mir zugehört hast. Du bist der Einzige, den ich anrufen konnte. Einer der wenigen Menschen, der mich versteht.«

»Wozu sind gute Freunde da? Möchtest du einen Kaffee, bevor wir anfangen?«

»Nein, danke. Keine Zeit. Ich habe heute Nachmittag noch einen anderen Termin. Deshalb würde ich gern sofort anfangen.«

»Müssen die armen Anwälte samstags immer so schuften?«

Jennifer zog einen Notizblock und einen Stift aus ihrer Aktentasche und schaute grinsend auf Ryans voll gepackten Schreibtisch. »Wie es aussieht, steckst du ebenfalls bis zum Hals in Arbeit.«

Ryan verzog das Gesicht. »Was will man machen.« Er setzte sich auf die Schreibtischkante und bot ihr einen Platz an.

Jennifer setzte sich. Ryan stellte seinen Kaffeebecher auf den Schreibtisch. »Ihr Name ist Nadia Fedow. Die Zollbeamten haben sie heute Morgen am Flughafen geschnappt. Sie kam mit einem drei Wochen alten Baby im Arm mit einer Aeroflot-Maschine aus Moskau.«

»Und?«

»Der Leib des Säuglings war von oben bis unten aufgeschnitten und wieder zusammengenäht. Die Gerichtsmediziner haben fünf Pfund Heroin in dem Leichnam gefunden.«

Jennifer wurde erschreckend blass.

»Alles in Ordnung?«, fragte Mark besorgt.

»Ja ... geht schon.«

»Soll ich dir ein Glas Wasser holen?«

»Nein. Wie lange war das Kind schon tot?«

»Etwa sechzehn Stunden. Der Flug dauerte acht Stunden. Wenn wir für die Zeit nach der Landung eine Stunde einkalkulieren und drei Stunden bis zur Autopsie, müsste das Kind ungefähr vier Stunden, bevor die Frau Moskau verließ, gestorben sein.«

»Wurde das Kind getötet?«

»Die Gerichtsmedizin geht von einem natürlichen Tod aus, aber der endgültige Bericht liegt bisher nicht vor. Da alle inneren Organe entfernt wurden, könnte es schwierig werden, die genaue Todesursache zu bestimmen.«

Jennifer schüttelte den Kopf. Noch immer war die Farbe nicht in ihre Wangen zurückgekehrt. »So etwas Grauenhaftes habe ich noch nie gehört. Und ich dachte, mich könnte so schnell nichts mehr erschüttern.«

»Ja, es ist unglaublich. Aber mit solch abscheulichen Verbrechen haben wir ständig zu tun. Rauschgiftschmuggel. Diese Art des Schmuggelns soll im Fernen Osten häufig praktiziert werden. Mir persönlich ist ein solcher Fall bis heute nicht begegnet. Die Schmuggler stehlen ein totes Kind aus dem Leichenschauhaus und entfernen ein paar Stunden, ehe die Drogen auf Reisen gehen, die inneren Organe. Der Leichnam wird mit Formaldehyd konserviert und das Rauschgift im Bauchraum festgenäht. Die junge Frau hat den Leichnam des Säuglings die ganze Nacht sorgfältig zugedeckt und ihn kaum aus den Armen gelegt.« Ryan atmete tief ein. »Die Menschen, die dahinter stecken – wenn man sie überhaupt als menschliche Wesen bezeichnen kann – kennen keine Skrupel. Das sind Bestien, Jenny.« Ryan schaute sie an. »Aber ... du kennst das ja.«

Jennifer wurde übel. »Und was ist mit der jungen Frau?«

»Sie ist dreiundzwanzig. Russin. Ihr Reisepass ist gefälscht. Die Arbeit eines Profis. Der Pass wurde

gestohlen und mit den entsprechenden Änderungen sowie einem US-Visum versehen. Eine verdammt gute Fälschung. Den Schalter der Einwanderungsbehörde hat die Frau damit mühelos passiert.«

Jennifer machte sich ein paar Notizen. »Sonst noch was?«

»Sie hatte noch ein anderes Kind bei sich. Ein kleines Mädchen von zwei Jahren. Das Jugendamt kümmert sich um die Kleine.«

»Und das tote Baby? War es ihres?«

»Nein. Sie behauptet, ein Paar, das sie nie zuvor gesehen hatte, hätte es ihr am Moskauer Flughafen übergeben.«

»Und das kleine Mädchen?«

»Angeblich ihre Tochter. Sie heißt Tamara.«

»Was hast du für einen Eindruck?«

»Von der Tochter?«

»Von der Mutter und der Tochter.«

Ryan zuckte mit den Schultern. »Das Kind ist völlig verstört und fragt ständig nach seiner Mama. Und die Mutter ist total verängstigt. Sie weiß, dass sie für Jahre in den Knast wandert. Bei solchen Fällen wünsche ich mir manchmal, ich wäre nie zur Polizei gegangen.«

»Wie viel hat man der Frau gezahlt?«

»Zehntausend Dollar, behauptet sie.«

»Was hat sie sonst noch gesagt?«

»Nichts. Sie verweigert jede weitere Aussage und bittet um einen Anwalt. Irgendetwas scheint ihr eine Heidenangst einzujagen.«

»Glaubst du, sie steckt in der Sache mit drin?«

»Das kann ich nicht beurteilen.« Ryan seufzte. »Könnte sein, dass sie bedroht und dazu gezwungen wurde, aber wer weiß? Sie hat sich nicht dazu geäußert.«

»Wurde sie über ihre Rechte aufgeklärt?«

»Für wen hältst du mich, Jenny? Du kennst mich doch.«

Jennifer ließ ihren Notizblock sinken und hob den Blick.
»Und was geschieht jetzt mit ihr, Mark?«

»Das müsstest du eigentlich wissen. Egal, wie tief sie mit drinsteckt – auf jeden Fall kam sie mit gefälschten Papieren in die USA und hat fünf Pfund reines Heroin im Leichnam eines Babys geschmuggelt. Das Zeug hat einen Verkaufswert von mehr als einer Million Dollar. Sie könnte zwanzig Jahre in Bedford kriegen ... fünfzehn, wenn sie Glück hat. Auf jeden Fall wandert sie in den Knast. Es sei denn, sie macht den Mund auf. Vielleicht spricht sie ja mit dir.«

»Und ihre Tochter?«

»Wird zurück nach Moskau geschickt. Zu Verwandten, wenn es welche gibt. Sonst kommt sie in ein Waisenhaus.«

»Spricht sie Englisch?«

»Die Mutter? Ja, ganz gut, und sie ist nicht dumm. Du brauchst keinen Dolmetscher. Aber wenn du einen haben möchtest, besorge ich dir jemand.«

Jennifer schüttelte den Kopf und packte ihre Sachen zusammen.

Die Tür zum Verhörzimmer fiel ins Schloss. Jennifer betrachtete die junge Frau, die sich zögernd hinter dem Holztisch erhob. Sie sah jünger aus, als Jennifer erwartet hatte. Mit den blassen Wangen und den großen, unschuldigen Augen hätte sie als Achtzehnjährige durchgehen können. Ihr billiges blaues Wollkleid war abgetragen und an einigen Stellen geflickt. In ihren vom Weinen geröteten Augen spiegelte sich tiefste Verzweiflung.

Jennifer reichte ihr die Hand. »Hallo, Nadia. Mein Name ist Jennifer March. Ich wurde als Ihre Anwältin bestimmt. Verstehen Sie, was ich sage?«

Die junge Frau begrüßte sie mit zitternder Hand. »*Da ...* ich verstehe Sie gut.«

»Ist alles in Ordnung?«

In den Augen der jungen Russin schimmerten Tränen.
»Ich möchte meine Tochter sehen.«

»Vielleicht kann ich es später einrichten, aber jetzt müssen wir zuerst miteinander reden. Setzen Sie sich, Nadia.«

Jennifer zog sich einen Stuhl heran und nahm der jungen Frau gegenüber Platz.

»Ich kann Sie nicht bezahlen«, sagte Nadia. »Ich habe kein Geld.«

»Keine Sorge. Die Stadt New York übernimmt die Gerichtskosten. So verlangt es das Gesetz. Sie haben das Recht auf einen Anwalt, der Ihre Verteidigung übernimmt, auch wenn Sie Ausländerin sind, die illegal in die USA eingereist ist und die keine erkennbaren finanziellen Mittel hat. Haben Sie mich verstanden, Nadia?«

Die junge Frau nickte.

»Sie wurden mit einer großen Menge Heroin geschnappt. Außerdem trugen sie ein totes Baby bei sich, das möglicherweise zum Zweck des Heroinschmuggels getötet wurde. Das sind sehr schwer wiegende Beschuldigungen. Deshalb wäre es das Beste, wenn Sie mir die Wahrheit sagen. Erzählen Sie mir alles von Anfang an.«

Nadia Fedow rieb sich die Augen. »Ich arbeite in Moskau in einem Nachtclub. Vorher habe ich Wirtschaftswissenschaften studiert, aber keinen Job bekommen. Deshalb habe ich in dem Nachtclub angefangen. Manchmal kommen zwei Männer in den Club, die mit dem Geld nur so um sich werfen. Sie beobachteten mich immer. Eines Tages sagt einer zu mir: ›Würde es dir gefallen, zehntausend Dollar zu verdienen?‹ Ich habe ihn gefragt, was ich dafür tun muss. Die Männer sagten mir, dass ich irgendetwas nach New York bringen soll und dass sie mir und meiner Tochter einen russischen Reisepass mit einem amerikanischen Visum geben würden. Ich habe sie gefragt, was ich hierher bringen soll. Etwas Wichtiges,